Über Mittag zum Konzert in die Kirche

Gratiskonzertreihe in Basel Seit rund 25 Jahren finden in der Elisabethenkirche am Mittwochmittag kurze Konzerte mit freiem Eintritt statt. Veranstalter Dieter Zimmer lädt talentierte Musikerinnen und Musiker aus der Region zum Vorspielen ein.

Vivana Zanetti

«Die eigene Mitte finden» ist ein Ausdruck, der dem einen oder der anderen geläufig ist. Was bedeutet er eigentlich genau? Es gibt eine Veranstaltung in Basel, deren Besuch es einem klar macht. Die Rede ist nicht etwa von einer Yogaklasse oder einem Meditationskurs. Nein, gemeint sind die Mittwochmittagskonzerte (kurz Mimiko) in der Elisabethenkirche.

«Wie um alles in der Welt kommt man denn auf so was?», mag man sich fragen, aber bei genauerem Hinsehen wird klar: Den Mimiko wohnt eine besondere Harmonie inne, die sich in diesen drei Merkmalen spiegelt:

Erstens im Zeitpunkt, zu dem sie stattfinden: nämlich – wie dem Namen zu entnehmen ist – jeweils in der Mitte der Woche zur Mitte des Tages. Zweitens in ihrer Dauer: Die Mimiko gehen nicht länger als eine Stunde, die in der Mitte halbiert ist – also 30 Minuten. Und drittens im Ort, an dem sie zu Hause sind: in der Offenen Kirche Elisabethen, vermutlich eine der offensten Kirchen Europas, die sich inmitten von Basels Innenstadt befindet.

50 Gratiskonzerte im Jahr

Begibt man sich am Mittwochmittag in den einst sakralen Raum der neugotischen Kirche, dann färbt die besondere Harmonie der Mimiko unmittelbar auf einen ab. Auf der langen Strecke zwischen Wochenstart und -ende, zwischen Sonnenaufgang und Feierabend und zwischen dem Moment, in dem man das Zuhause geschwind verliess, und dem Moment, in dem man es am Abend gemächlich und wohlgesonnen wieder betritt – in der Hälfte dieser Strecke wirken die Mittwochmittagskonzerte als kleines musikalisches Intermezzo wie das gewisse Etwas, ein Hauch, ein Schimmer, ein Lächeln, das dem Tag eine neue Note verleiht.

So existieren die Mimiko in ihrem kleinen, aber feinen Rahmen bereits seit 25 Jahren.

Veranstalter Dieter Zimmer kam vor fünf Jahren zu den Mimiko. Interesse und Engagement für die Musik sind ihm wichtig. Foto: Kostas Maros

Angefangen hat es einst Ende der 90er-Jahre mit Orgelkonzerten, welche die damalige Organistin Susanne Kern sporadisch gab. Bald zierten die halbstündigen Konzerte, von der Christoph-Merian-Stiftung finanziert und von Lucas Rössner geleitet, das fixe Programm der ältesten Citykirche der Schweiz.

Heute umfasst die Veranstaltung circa 50 Konzerte im Jahr. Dass die Mimiko während der Pandemie eines der einzigen Konzertformate in Basel waren, das durchgehend weitergeführt wurde, zeugt davon, wie solide sie im Kulturangebot der Stadt verankert sind.

Viel beachteter Livestream

Der jetzige Veranstalter Dieter Zimmer bot nach nur zwei Wochen Unterbruch im März 2020 die Auftritte umgehend im digitalen Rahmen als Livestream an. Trotz der anfänglich provisorischen Aufnahmetechnik – zu Beginn mit dem Handy gefilmt – wurden die Konzerte von zu Hause aus geschaut. «Ein Video hatte 150 bis 200 Clicks pro Mal», sagt Zimmer, heute noch sichtlich positiv überrascht.

Dieter Zimmer löste Lucas Rössner vor fünf Jahren ab, als die Christoph-Merian-Stiftung die Finanzierung der Mimiko stoppte. Per Zufall sei er in das Projekt reingerutscht, sagt Zimmer. Der Auftrag an ihn lautete ganz klar, dass er auch für Sponsoren sorgen muss und zu schauen hat, dass etwas reinkommt. «Am Anfang bedeutete dies sehr viel Stress», so Dieter Zimmer. «Ich hatte auf einen Schlag viele Konzerte zu organisieren und verfügte nur über eine wacklige Finanzierung.»

Ursprünglich kommt Zimmer aus der freien Theaterszene. Nach einem Wirtschaftsstudium verfolgte er 35 Jahre lang eine Karriere als freischaffender Regisseur. Selbst geschriebene Stücke wie «Haarsträubend», «Kladaradatsch», «Schachmatt» und «The Picture» inszenierte er an aussergewöhnlichen Spielorten – in Restaurants, Galerien oder Lagerhallen.

Bereits Zimmers Arbeiten fürs Theater zeichneten sich durch einen starken musikalischen Anteil aus. «Musik war eigentlich immer mein Hauptding», sagt er. Das ist auch der Grund, weshalb es ihn zu den Mimiko gezogen hat. Was der ehemalige Regisseur an den Konzerten in der Elisabethenkirche besonders schätzt, sei die Nähe zwischen dem Publikum und den Musizierenden. «Es gibt keine Barriere wie im Stadtcasino. Die Leute können im Anschluss an das Konzert mit den Musikern reden.»

Beliebte Auftrittsmöglichkeit

Bei den Mimiko treten Leute aus der ganzen Region auf. «Basel ist so ein Nest von jungen Talenten durch diese Musikschulen», sagt Zimmer. Pro Konzert hat er vier bis fünf Anfragen. «Damit sie bei mir auftreten können, möchte ich sie zuvor sehen und hören, wie sie spielen.» Was dabei zähle: das Engagement und die Intensität des Ausdrucks. «Was von innen kommt, das interessiert mich», so der Veranstalter.

Dabei spielt die Musikrichtung weniger eine Rolle: Das Spektrum der gespielten Stücke reicht vom Mittelalter bis in die Neuzeit. Neben Barockensembles, klassischen Solisten und Solistinnen treten auch moderne Rhythmusgruppen auf. Was allen jedoch gemein ist: Nicht die Gage ist wichtig – bis auf die Kollekte erhalten die Musikerinnen und Musiker kein Entgelt. Es wird aus Freude und Interesse gespielt.

Damit geben die Mimiko – ganz im Sinne der Offenen Kirche Elisabethen – allen Menschen die Möglichkeit, unabhängig von der Grösse ihres Portemonnaies, ihrer Glaubensrichtung oder der alltäglichen Situation, in der sie sich gerade befinden, für eine halbe Stunde in der Mitte der Woche ein kleines Fest der Musik zu erleben und so vielleicht der eigenen Mitte (wieder) etwas näherzukommen.

Die Mimiko finden jeweils am Mittwoch über Mittag von 12.15 Uhr bis 12.45 Uhr statt. Weitere Informationen: www.mimiko.ch.

Gastbeitrag

Jude, der

In Deutschland läuft derzeit eine Debatte rund um die Bezeichnung von Menschen jüdischen Glaubens. Die Direktorin des Jüdischen Museums der Schweiz nimmt dazu Stellung.

In den vergangenen Tagen kam es zum Streit zwischen dem Zentralrat der Juden in Deutschland und der Redaktion des Duden. Es geht um den Eintrag «Jude» im Online-Wörterbuch, demzufolge das Wort gelegentlich «wegen der Erinnerung an den nationalsozialistischen Sprachgebrauch als diskriminierend empfunden» werde. Der Duden empfiehlt, in diesen Situationen auf die Bezeichnung «jüdische Menschen» auszuweichen oder andere Varianten zu wählen, zum Beispiel «jüdische Mitbürger». Der Präsident des Zentralrats, Josef Schuster, widersprach.

Wir zeigen die Definition aus dem Duden im Jüdischen Museum der Schweiz in Basel seit 2021 in unserer Sonderausstellung «Buchstäblich jüdisch. Eine Deutungsgeschichte». Sie steht hier im Zusammenhang mit zwei Dutzend weiteren Definitionen aus 400 Jahren Lexikografie. Darunter sind mehrere abschätzige Einträge im Schweizerischen Idiotikon zum Wort «Jude» oder «Jud», beispielsweise für «Hase» oder für «eine im Kartenspiel verkehrt liegende Karte» (beide in der Ausgabe aus Zürich von 1891).

Nach der Allgemeinen Encyclopädie der Wissenschaften und Künste bezeichnet das Wort einen Affen (Leipzig 1847) und noch 2008 im Vorarlberger Mundartwörterbuch einen ungewollten «Farbtropfen (wenn man zu viel Farbe aufgetragen)» hat (Graz und Feldkirch 2008). Das Damen Conversations Lexikon von 1836 meinte: «Die schönsten Jüdinnen findet man in Algier», während Herders Conversations-Lexikon 1855 behauptete, dass die Judenemanzipation «unmöglich gute Früchte haben kann, so lange die J.[uden] J.[uden] bleiben.» (Freiburg im Breisgau 1855).

Wörterbücher stehen, was den Begriff «Jude» angeht, in einer langen Tradition des Unsinns. Sie bildeten jeweils den Diskurs ihrer Zeit ab. Der heutige Duden-Eintrag spiegelt den Wunsch der deutschen Bildungsbürger, kein Wort zu gebrauchen, das die Nationalsozialisten missbraucht haben. Er setzt sich mit der Realität des Schulhofantisemitismus auseinander, wo rassistische Beschimpfungen an der Tagesordnung sind. Und er meint offenbar, dass die Antisemiten die Deutungshoheit über das Wort «Jude» haben.

Auch manche Jüdinnen und Juden hatten Vorbehalte gegen ihre eigene Bezeichnung, nicht erst seit dem zwanzigsten Jahrhundert. Bereits vor 200 Jahren litten sie so sehr unter der Judenfeindschaft, dass neugegründete Gemeinden in der Schweiz und im süddeutschen Raum sich als «israelitisch» anstelle von «jüdisch» bezeichneten, darunter die Israelitische Gemeinde Basel. Das Wort «israelitisch» sollte an das gemeinsame jüdisch-christliche biblische Altertum erinnern und die Religion feiern. Dabei begingen sie eine Begriffsflucht. Sie versuchten, ihre eigene Selbstbezeichnung abzulegen. Aber das lässt sich ändern. Denn Wörterbücher haben einen wichtigen Einfluss. Als Autoritäten, die Begriffe definieren, können sie diese erklären, deuten und prägen. Der Duden sollte nicht vor Schulhof-Rassisten kapitulieren, sondern sich darauf konzentrieren, was Juden eigentlich sind. Einer Gruppe, die Religion, Kultur, Ethnie und Erfahrungsgemeinschaft zugleich ist, sollte auch der Duden ihren Namen zurückgeben.

Naomi Lubrich
Direktorin des Jüdischen Museums in Basel